

VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 23

Schwerpunkt: Mensch – Tier – Gesundheit

Herausgegeben von

Monika Ankele, Maria Heidegger, Marina Hilber,

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2024

Creative Commons License: CC BY 4.0



Monika Ankele

**„Entschuldigen Sie bitte, wo erhält man hier in der
Nähe Spratt’s Hundekuchen?“
Sondierungen zu Mensch-Tier-Beziehungen in
psychiatrischen Einrichtungen um 1900**

English Title

„Excuse me, where can you get Spratt’s dog biscuits around here?“ Explorations of human-animal relationships in psychiatric institutions around 1900

Summary

The project report explores human-animal relationships in psychiatric institutions around 1900 on the basis of visual material and entries in medical records, as this topic has not been researched yet. It follows the animals that appear in the sources in a variety of ways which at the same time show the diversity of possible relationships between patients and animals under the conditions of psychiatric institutions. The paper elaborates on the animals that lived there as farm animals or that were lured with food and attention and tamed there. It asks after the relationships that could evolve between nurses, patients and animals. What dynamics and interactions were set in motion by the presence of and contact with animals? And what spaces of possibility were the animals able to open up for the patients – and can first approaches to a animal-assistent therapy be already identified?

Keywords

Psychiatry, human-animal-relationship, animal-assisted-therapy, 19th and 20th century

* Article accepted for publication after internal review by the journal editors.

Einleitung

Was macht eine Werbebroschüre für Hundefutter von der US-amerikanischen Firma Spratt's im Aktenbestand einer psychiatrischen Einrichtung aus dem frühen 20. Jahrhundert (Abb. 1)? Die Verwunderung über dieses Dokument, das mir bei der Durchsicht der Verwaltungsakten der süddeutschen Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen im Staatsarchiv Freiburg in die Hände fiel, war groß. Sie gab den Anlass, mich eingehender mit einer Gruppe von Akteur*innen zu beschäftigen, über die in den Forschungen zur Psychiatriegeschichte bislang hinweggesehen wurde: Tiere. Angeregt durch die Werbebroschüre ließ ich all jene großen und kleinen, imaginierten und realen Tiere vor mir Revue passieren, denen ich im Zuge meiner Forschungen über psychiatrische Einrichtungen und ihren Patient*innen begegnet bin: Tiere, die mir aus Anstaltsfotografien entgegenblickten, die schwungvoll mit Farbe und Pinsel auf ein Blatt Papier in Szene gesetzt wurden oder die in Krankengeschichten für die Länge einer Zeile auf sich aufmerksam machten. Tiere, denen ich, als sie mir begegnet waren, keine weitere Beachtung geschenkt hatte, was sich nun – an diesem Nachmittag im Staatsarchiv Freiburg – schlagartig ändern sollte.

Nun drängten sich Fragen auf. Ich wollte mehr darüber wissen, welche Rolle Tiere im Alltag psychiatrischer Einrichtungen und ihrer Bewohner*innen einnahmen und wie sich die sozialen Beziehungen zwischen den Bewohner*innen der Anstalt und den auf dem Anstaltsgelände lebenden Tieren, im Besonderen zwischen Patient*innen und Tieren, gestalteten. Welche Tiere lebten in einer Anstalt, welche Aufgaben übernahmen sie, und welchen Nutzen hatten sie für wen? Wie vielfältig waren die Beziehungen, die sich zwischen Pfleger*innen, Patient*innen und Tieren ausbilden konnten? Welche Dynamiken und Interaktionen setzte die Anwesenheit von und der Kontakt mit Tieren in Gang? Und welche Möglichkeitsräume konnten die Tiere den Patient*innen eröffnen – und lassen sich hier auch erste tiertherapeutische Ansätze ausmachen? Wie sollte es überhaupt möglich sein, auf Basis der doch sehr fragmentierten Einblicke, die mir die Quellen gaben, Mensch-Tier-Beziehungen in den Blick zu nehmen?

Um mich diesen Fragen zu nähern, schien es mir nicht unbedingt notwendig, weitere Quellen zu suchen, sondern ich hielt mich an die Empfehlung des Tierhistorikers Amir Zelinger, der in seinem 2018 erschienenen Buch „Menschen und Haustiere im Deutschen Kaiserreich. Eine Beziehungsgeschichte“ darauf hinweist, dass „die Frage nach der Realisierbarkeit einer posthumanistischen Tiergeschichtsschreibung nicht so sehr mit der Gattung der Quellen zu tun [hat] als vielmehr mit der Art und Weise, wie mit ihnen umgegangen“ wird.¹ Er empfiehlt den Tierhistoriker*innen daher,

„ihre Aufmerksamkeit mehr der Frage [...] [zu widmen, MA], wie sie die vorhandenen Quellen am gewinnbringendsten lesen sollten. In dieser Beziehung ist es wichtig, dass eine posthumanistisch eingestellte Tierhistorikerin ihr Augenmerk stets auf die tierische Anwesenheit in dem überlieferten Text richtet. Indem sie den Akzent stets auf das – sogar marginale – Auftreten des Tiers zwischen den Zeilen des Geschriebenen legt, wird sie imstande sein, reichhaltige Informationen über ihr Leben [...] zu gewinnen.“²

1 Amir ZELINGER, Menschen und Haustiere im Deutschen Kaiserreich. Eine Beziehungsgeschichte (Bielefeld 2018), 24.

2 Ebd.



Abb. 1: Werbebroschüre für Hundefutter, Quelle: Staatsarchiv Freiburg, Verwaltungsakten der Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen, G 1215_3_748_003.

Während sich Zelinger ausschließlich auf schriftliche Quellen bezieht, werde ich für meine Sondierungen zu Mensch-Tier-Beziehungen in der Psychiatrie des frühen 20. Jahrhunderts auch visuelle Quellen befragen, die in meiner Materialsammlung überwiegen. Zudem werden Tiere in diesen bildlichen Quellen als soziales Gegenüber greifbar, während sie – zumindest in ihrer sozialen (und damit potenziell therapeutischen) Funktion – in den psychiatrischen Lehrbüchern und Fachveröffentlichungen aus dieser Zeit (noch) eine Leerstelle bilden.

Wie bereits angemerkt, wurden bislang die sozialen Beziehungen zwischen Menschen und Tieren für die Geschichte der Psychiatrie und ihrer Bedeutung im Kontext von Gesundheit und Krankheit noch kaum bis gar nicht erforscht. Damit bleibt auch die historische Entwicklung einer tiergestützten Therapie weitestgehend im Dunkeln. Dass Forschungen dazu fehlen, verwundert etwas, scheinen doch Tiere in den vor allem ländlich geprägten Heil- und Pflegeanstalten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts allgegenwärtig gewesen zu sein. Ein entsprechender

Hinweis auf die Bedeutung, die Tiere im Anstaltsalltag für die Patient*innen einnehmen konnten, findet sich in der Beschreibung des bekannten Quäker-Retreat im englischen York, einer privat geführten psychiatrischen Anstalt, die im frühen 19. Jahrhundert mit dem Konzept des „moral treatment“ neue Impulse in der Behandlung psychisch Kranker setzte. In der Beschreibung des Retreat aus dem Jahr 1813 gibt der Anstaltsleiter Samuel Tuke (1784–1857) an, dass er jenen Patient*innen, denen ein Spaziergang im Freien nicht erlaubt war, in den geschlossenen Höfen ihrer Abteilungen Kaninchen, Möwen, Falken und Geflügel zur Verfügung stellte, die „sehr vertraut mit den Patienten“ waren.³ Dabei seien die Tiere „nicht nur das Mittel zum unschuldigen Vergnügen“, sondern – und diese Stelle lässt aufhorchen – „der Umgang mit ihnen [führe] manchmal auch dazu [...], soziale und wohlwollende Gefühle zu wecken“.⁴ Tuke schien die positive Wirkung der Tiere auf das Wohlbefinden der Patient*innen beobachtet zu haben – und es schien ihm wertvoll genug, um in seinen Ausführungen zum York Retreat darauf hinzuweisen.

Ähnliche Effekte von Tieren auf internierte bzw. erkrankte Menschen schien auch die britische Krankenschwester Florence Nightingale (1820–1910) erkannt zu haben, die in einer Fußnote ihrer 1855 veröffentlichten „Notes on Nursing“ darauf hinweist, dass ein kleines Haustier ein idealer Begleiter für vor allem chronisch kranke Patient*innen sei: So kann ein Vogelkäfig, wie sie schreibt, manchmal die einzige Freude für einen Kranken sein, der jahrelang auf einen Raum beschränkt leben muss. „If he can feed and clean the animal himself, he ought always to be encouraged to do so.“⁵ Auch Nightingale zeigte, möglicherweise angeregt durch ihre eigenen Erfahrungen mit einem geliebten Haustier – nämlich ihrer kleinen Eule Athena – ein Bewusstsein für die positiven Effekte, die ein Tier und die damit verbundene Sorge für dieses Tier auf den erkrankten Menschen haben konnte.

Doch dezidiert als Co-Therapeut*innen tauchen Tiere erst ab den 1950er/60er Jahren im US-amerikanischen Raum auf, als sich in der Psychiatrie eine zunehmende Implementierung und Ausdifferenzierung (psycho-)therapeutischer Konzepte abzeichnete. So kam das psychiatrische Kinderkrankenhaus am Michigan Medical Center in Ann Arbor im wahrsten Sinne des Wortes auf den Hund: Die Mischlingshündin „Skeezer“, deren Biographie 1973 unter dem Titel „Skeezer – Dog with a Mission“ veröffentlicht wurde,⁶ zählte in den 1950er Jahren zum medizinischen Team des Krankenhauses und wurde mit der Aufgabe betraut,

3 Samuel TUKE, *Description of the Retreat, an Institution near York for insane persons of the Society of Friends containing an account of its origins and progress, the modes of treatment and a statement of cases* (York 1813), 96: „The superintendent has also endeavoured to furnish a source of amusement, to those patients whose walks are necessarily more circumscribed, by supplying each of the courts with a number of animals; such as rabbits, sea-gulls, hawks, and poultry. These creatures are generally very familiar with patients: and it is believed they are not only means of innocent pleasure; but that the intercourse with them, sometimes tends to awaken the social and benevolent feelings.“

4 Ebd. (Übersetzung MA)

5 Florence NIGHTINGALE, *Notes on Nursing. What it is, and what it is not* (London 1859), 103.

6 Elizabeth YATES, *Skeezer – Dog with a Mission* (New York 1973).

„to reach troubled children who have retreated within themselves and become resistant to human help. Carefully trained, but responsive in her own way, Skeezer makes her comforting presence felt by a child starved for affection, by one who wants just to be listened to, and by those in need of a playmate.“⁷

Dass Hunde den Zugang zu traumatisierten Kindern schneller finden als ihre menschlichen Partner*innen, belegt auch die Geschichte von Jingles und seinem Besitzer, dem Psychiater und klinischen Psychologen Boris M. Levinson, der Anfang der 1960er Jahre Leiter des Psychological Center und Professor für Psychiatrie an der Graduate School of Education der Yeshiva University in New York war. Im August 1961 hielt Levinson auf der Jahrestagung der American Psychological Association in New York einen Vortrag mit dem Titel „The dog as a ,co-therapist“, den er 1962 in der Zeitschrift *Mental Hygiene* veröffentlichte.⁸ Darin schildert er, wie er durch eigene Erfahrung seinen zu dieser Zeit als unorthodox beurteilten Ansatz entwickelte:

„It is just eight years since a boy who had been unsuccessfully treated over a long period of time was brought to me by a desperate parent. [...] As luck would have it, the distraught parent came an hour before the appointed time. I was busy writing. My dog was lying at my feet [...]. I admitted the family without delay, forgetting the dog, who ran right up to the child [...]. Much to my surprise, the child showed no fright but instead cuddled up to the dog [...]. The parent wanted to separate the two, but I signaled the parent to leave the child alone. [...] Gradually [...] I was included in the play. We came slowly to the establishment of a good working relationship and to the eventual rehabilitation of this young boy.“⁹

In seinem Paper führt Levinson aus, dass Haustiere für den Menschen nicht nur einen praktischen Nutzen, sondern eine psychologische Bedeutung haben, weswegen Tiere – in seinem Fall Hunde – in der psychotherapeutischen Behandlung gewinnbringend eingesetzt werden können: „In many ways, the relationship between man and dog, especially between child and dog, can be more salutary than one between two human beings.“¹⁰ Mit der Unterstützung von Jingles war es Levinson möglich, Beziehungen zu den von ihm behandelten Kindern aufzubauen, und es zeigte sich, dass Jingles auf vielfältige Weise die psychologischen Bedürfnisse der Kinder erfüllen konnte:

„When a child needs to love safely, without fear of losing the loved object [...], the dog supplies this need. When a child craves a [...] nonjudgmental relationship, the dog can provide. Dogs can't ,talk back' [...]. And no human being can offer to the child more general ,acceptance'.“¹¹

7 Ebd., Klappentext. Aufnahmen aus dem Kinderkrankenhaus in Ann Arbor zeigen die Vielfalt an Tieren, die dort Zuhause war, um den Kindern den Krankenhausalltag zu erleichtern – ein Programm, mit dem bereits in den 1920er Jahren begonnen wurde und ein Einblick, der aus heutiger Sicht mehr als ungewohnt ist. Siehe die Foto-strecke in dem Artikel „Animals Make a Hospital Happy“, in: Life Magazine (12. November 1956), 165–168.

8 Boris M. LEVINSON, The Dog as a ,Co-Therapist', in: Mental Hygiene 46 (1962), 59–65.

9 Ebd., 60.

10 Ebd., 61.

11 Ebd., 61. Levinson prägte 1964 auch den Begriff „Pet Therapy“ und veröffentlichte seine Ansätze 1969 in dem Buch „Pet-Oriented Child Psychotherapy“.

Eine weitere wichtige Forschungsarbeit im Kontext der Entwicklung einer tiergestützten Psychotherapie war die 1977 unter dem Titel „Pet Dogs as Nonverbal Communication Links in Hospital Psychiatry“ veröffentlichte Studie, die zur Evaluierung der Wirkung einer durch Hunde unterstützten Therapie erstmals in einer Psychiatrie durchgeführt wurde.¹² Für die Studie waren 50 Patient*innen einer psychiatrischen Abteilung ausgewählt worden, bei denen herkömmliche Therapien keine Wirkung gezeigt hatten. Die Bedeutung von Hunden – die im Gegensatz zu Skeezer und Jingles in dieser Studie nun namenlos blieben – lag den Autor*innen zufolge in ihrer Fähigkeit, „to offer love and tactile reassurance without criticism and their maintenance of a sort of perpetual infantile innocent dependence that may stimulate our natural tendency to offer support and protection“.¹³ Zudem fungierten Haustiere auch als soziale Katalysatoren und führten zu einer Zunahme an persönlichen Interaktionen. Die Autor*innen verwiesen auch auf die Veränderungen, die mit der Anwesenheit von Hunden auf die Stationsatmosphäre einhergingen: „The pet seemed to add a great deal to the development of a humanizing atmosphere on the ward.“¹⁴

In den letzten Jahren ist auch hierzulande zu beobachten, dass Tiere nach und nach in jene Räume zurückkehren, aus denen sie viele Jahrzehnte verbannt waren: in die Psychiatrien, die Krankenhäuser, die Hospize. So zum Beispiel Lina und Tanja, die seit einigen Jahren auf der Abteilung der Kinder- und Jugendpsychotherapie des niederösterreichischen Universitätsklinikums Tulln den traumatisierten und ängstlichen Kindern dabei helfen, Beziehungen aufzubauen.¹⁵

Im Folgenden möchte ich visuelle Zeugnisse aus psychiatrischen Einrichtungen aus der Zeit um 1900 in den Fokus rücken und an ihrem Beispiel erste Sondierungen zu den Mensch-Tier-Beziehungen vornehmen.

Mit Tieren arbeiten – und leben

Mit der Erweiterung psychiatrischer Einrichtungen zu sogenannten kolonialen Anstalten bzw. landwirtschaftlichen Kolonien bezogen im 19. Jahrhundert auch zunehmend Nutztiere das Anstaltsgelände, das neben den Gebäuden für die Versorgung der Kranken auch über einen Wirtschaftshof mit Stallungen für die Unterbringung der Tiere verfügte. In der bei Leipzig gelegenen Landes-Heil- und Pfllegeanstalt Alt-Scherbitz – Ende des 19. Jahrhunderts für 250 Patient*innen errichtet – zählte der Gutshof „2 Kutschpferde, 14 Ackerpferde, 19 Zugochsen, 80 Milchkühe, 4–500 Schafe und eine grosse Zahl von Schweinen, Hühnern, Enten, Gänsen, Trut- und Perlhühnern“.¹⁶ Wie sehr das Arbeiten und Leben in den landwirtschaftlichen Kolonien durch das Arbeiten und Leben mit Tieren geprägt war, zeigt eine Aufnahme aus der

12 Samuel A. CORSON u. a., Pet Dogs as Nonverbal Communication Links in Hospital Psychiatry, in: Comprehensive Psychiatry 18/1 (1977), 61–72.

13 Ebd., 62.

14 Ebd., 61.

15 „Lina & Tanja. Acht Pfoten unterstützen bei der Psychotherapie“, 04.02.2021, <https://tulln.lknoe.at/universitaets-klinikum-tulln/pressemeldungen/newsdetail/lina-tanja-acht-pfoten-unterstuetzen-bei-psychotherapien> (letzter Zugriff: 01.11.2024).

16 Albrecht PAETZ, Die Kolonisierung der Geisteskranken in Verbindung mit dem Offen-Thür-System. Ihre historische Entwicklung und die Art ihrer Ausführung auf Rittergut Alt-Scherbitz (Berlin 1893), 195.



Abb. 2: Kolonie Albrechtshof, Pflegeanstalt mit landwirtschaftlichem Betrieb, Quelle: Johannes BRESLER, Hg., *Deutsche Heil- und Pflegeanstalten in Wort und Bild* (Halle an der Saale 1910), 532.

Kolonie Albrechtshof von 1910 (Abb. 2). Auf dem großen Hof tummeln sich Menschen und Tiere wild durcheinander. Frauen, Männer, ein Kind, ein Schwein, Ochsen, Pferde, ein kleiner weißer Hund und ein großer schwarzer Hund, sie alle bilden hier eine Gemeinschaft mit unterschiedlich verteilten Aufgaben und Zuständigkeiten. Arbeit und Leben sind hier untrennbar miteinander verbunden.

Die kolonialen Anstalten sollten zum einen über die anstaltseigene Landwirtschaft ihren Bewohner*innen – den Patient*innen, Pfleger*innen, Ärzten und Beamten – eine weitestgehend autarke Versorgung mit Nahrungsmitteln ermöglichen. Zum anderen sollte sie den Patient*innen im Rahmen der Arbeitstherapie eine Reihe von Beschäftigungen bieten, die in vielen Fällen eben eine Beschäftigung mit Tieren war. So formulierte der Leiter der österreichischen Anstalt Mauer-Öhling in einem Bericht von 1912, dass hier „Wald und Feld, Gemüsebau und Blumenpflege, Hühnerhof und Viehstätte, Bienen, Geflügel und Fischzucht [...] ein Uebermass von Beschäftigungsmöglichkeiten sowohl für den gewöhnlichen Arbeiter als auch für den Intellektuellen [bilden]“.¹⁷

17 Josef STARLINGER, Kaiser-Franz-Josef-Landes-Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Oehling, Nieder-Oesterreich, in: Heinrich Schlöss, Hg., *Die Irrenpflege in Österreich in Wort und Bild* (Halle an der Saale 1912), 218–226, hier 226.



Abb. 3: Patienten bei Feldarbeit mit Pferdegespann, zwischen 1908 und 1915, Staatliche Heilanstalt Weinsberg, Quelle: Staatsarchiv Ludwigsburg, F 234 VI Nr. 770.

Tiere waren in den landwirtschaftlich geprägten Anstalten Teil der Arbeitstherapie, wobei es bei der Arbeit mit Nutztieren auch eine klar geregelte geschlechterspezifische Arbeitsaufteilung gab. So versahen in der Anstalt Alt-Scherbitz die

„Arbeiten in den Kuh- und Schweineställen, [...] das Füttern und Putzen des Viehs, Reinigen der Ställe [...] ausschließlich männliche Geisteskranke [...], während das Melken und die Geschäfte in der Molkerei wie die Federviehzucht [...] von weiblichen Kranken besorgt werden“.¹⁸

Diese Aufteilung der Arbeit nach den Geschlechtern manifestierte sich auch in der räumlichen Unterbringung der arbeitenden Kranken, da diese „nach Möglichkeit inmitten oder in der Nähe ihrer [...] Arbeitsstellen wohnen“ sollten: „die Frauen bei Küche, Waschhaus, Molkerei und Federviehställen, die Männer in der Nähe der Pferde-, Rinder- Schaf- und Schweineställe [...]“.¹⁹ Dadurch konnten sich auch spezifische Mensch-Tier-Gemeinschaften ausbilden, die durch die Nähe und den Umgang bestimmt waren.

In den Anstaltsbeschreibungen finden sich auch Hinweise, dass es den Patient*innen über die Arbeit mit Tieren möglich war, sich eigene Bereiche zu schaffen, die sie verantworteten und die Freude und Ablenkung in den Anstaltsalltag bringen konnten. Von der landwirtschaftlichen

¹⁸ PAETZ, 229.

¹⁹ Ebd., 94.



Abb. 4: „Hühnerhof – Mai 1899. Patient Buch.“ Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen, Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe, 69 Baden, Sammlung 1995 F, Nr. 679 Bild 1

Kolonie Haschhof bei Gugging wurde berichtet, dass „[e]ine ziemlich bedeutende Bienenzucht [...] von einem derselben kundigen Pfleglinge seit Jahren betrieben (wird)“, wobei „[d]ie Einnahmen [...] der Krankenverdienstkassa zu[fließen]“.²⁰ Und in der Anstalt Mauer-Öhling hätten die Patienten des „festen Hauses“²¹ für die Kaninchen eigene Stallungen gebaut. Wie der Anstaltsleiter berichtete, bereitete den „Insassen [...] [die] Kaninchenzucht im Garten viel Freude“.²² Dass der Anstaltsleiter diese Beobachtung in seinen Bericht aufnahm, zeigt zugleich, dass ihm hier – im Kontakt zwischen Patienten und Tieren – etwas aufgefallen war, das ihm bedeutsam erschien und seine Aufmerksamkeit weckte: Nämlich die Freude, die der Umgang mit den Tieren in den Patienten evozierte.

Ein weiterer Fund aus dem Archiv legt das Ineinandergreifen von ökonomischen, (arbeits-)therapeutischen und selbstbestimmten Aspekten nahe, das sich über die Arbeit mit Tieren ausbilden konnte. Aus der Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen sind zwei Aufnahmen erhalten, die ein- und denselben Patienten am Hühnerhof der Anstalt zeigen und die den Patienten namentlich benennen: „Hühnerhof. Mai 1899. Patient Buch.“ Wir sehen den Patienten inmitten einer Schar von Gänsen, Hühnern und Enten stehen. In einem Arm hält er eine Kiste, die offenbar mit Futter gefüllt ist, und verteilt und verstreut mit einer Hand die Körner (Abb. 4). Der

20 o. A., Niederösterreichische Landes-Irrenanstalt Gugging bei Wien, in: Schlöss, Hg., *Die Irrenpflege*, 199–216, hier: 2016.

21 Als festes Haus wurden um 1900 forensische Abteilungen in psychiatrischen Einrichtungen bezeichnet.

22 STARLINGER, 223.



Abb. 5: „Patient Bu(s)ch bei seinen Pfleglingen auf dem Hühnerhof“, Mai 1899, Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen, Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe, 69 Baden, Sammlung 1995 F I Nr. 1526 Bild 1.

Patient ist der Mittelpunkt dieses fedrigen und schnattrigen Universums, um das er sich verantwortungsvoll kümmert und das auf ihn und sein Zutun angewiesen ist. Auch die zweite Aufnahme zeigt den Patienten am Hühnerhof in einer doch sehr auffällig eleganten Kleidung, die etwas verwundert. Seine aufrechte Haltung und sein konzentrierter Blick sind dem jungen Geflügel zu seinen Füßen zugewandt (Abb. 5). Diese Aufnahme enthält ebenfalls eine Beschriftung: „Patient Buch bei seinen Pfleglingen auf dem Hühnerhof.“ Die Bezeichnung der jungen Hühner und Gänse als „Pfleglinge“ unterstreicht, wenn vermutlich mit einem Augenzwinkern, die Verantwortung, die Buch – aus der Perspektive der Anstaltsleitung ja selbst ein Pflegling – für die jungen Tiere, ihre Aufzucht und Pflege übernommen hat. Dass er bei seiner Tätigkeit fotografiert und auf der Fotografie mit seinem Namen benannt wurde, legt nahe, dass der Patient seine Aufgabe mit Hingabe ausführte und zeugt zugleich von der Anerkennung, die er dadurch von der Anstaltsleitung erfuhr.

Zwar scheinen die Mensch-Tier-Beziehungen in der Psychiatrie auf den ersten Blick von ökonomischen Notwendigkeiten gerahmt, doch schließt diese Rahmung – wie diese Beispiele nahelegen – die Ausbildung anderer Beziehungsformen und Erfahrungsräume nicht aus. Auch sind es nicht nur Nutztiere, mit denen Patient*innen in der Anstalt in Kontakt kamen, sondern auch Tiere, die mehr oder weniger eigenständig ihren Weg in die Anstalt fanden, die geklettert, geflogen, gesprungen oder gekrochen kamen, angelockt vom Futter im Übermaß oder auch der menschlichen Zuwendung, die sie erfuhren. So machen Tiere auch in den Krankenakten auf

sich aufmerksam, künden dort von ihrer Präsenz und geben, wenn auch nur für einen Moment, unseren Blick auf die Beziehungen frei, die sie ausbilden. In der Krankenakte von Helen Prager, die mehr als zwei Jahrzehnte Patientin der Heil- und Pflegeanstalt Pirna-Sonnenstein war, betritt im September 1923 plötzlich ein Siebenschläfer die Bühne: In ihrer Krankenakte wurde vermerkt, dass sie „seit einiger Zeit einen Siebenschläfer im Zimmer [hat,] den sie durch ihre Künste u[nd] Leckerbissen festzu[halten weiß].“²³ Verlässt sie ihr Zimmer, so nimmt sie „das Tier in den Kleidern mit in d. Badzimmer damit es ihr nicht weggenommen werden kann, hat auch ihre Matratze (und andere Ecken des Zimmers?) für das Tier [eingerichtet]“. Dabei spricht sie in „manirierter Weise von dem Tier, als könne sie dessen Wünsche verstehen“. Als Helen Prager am darauffolgenden Tag beim Reinigen der Fußböden stürzt, wird der Siebenschläfer ein weiteres Mal zum Thema: Denn als sie nach dem Sturz ins Bett getragen werden musste, verweigerte sie den Versuch des Arztes und der Pflegerin, den Siebenschläfer unter ihrer Matratze herauszugeben. Bereits einige Jahre zuvor tauchten in der Krankenakte von Helen Prager Tiere auf – und zwar eine Horde kleiner Mäuse, die sie in ihrem Zimmer versorgte, sodass diese ganz zahm wurden und ihr in die Hand liefen, sobald sie diese ihnen entgegenstreckte.²⁴ Während wir von Helen Prager nur vermittelt über die Krankenakte eine Ahnung davon bekommen, welche Bedeutung die von ihr gezähmten Tiere für sie im Anstaltsalltag einnehmen konnten, ist von Marta Kalchreuter aus der Psychiatrischen Universitätsklinik Tübingen die Abschrift eines Briefes erhalten, in der sie die Hühner unter ihrem Fenster als Spielgenossen ihrer Einsamkeit beschreibt.²⁵ In der Krankenakte von Katharina Detzel aus der Anstalt Klingenmünster wurde im September 1912 notiert, dass sie sich, isoliert von den anderen Patientinnen, „in der Zelle eine Grille gefangen [hat], mit der sie spielt“.²⁶ In der Krankenakte von Meta Anderes, Patientin der Schweizer Anstalt Münsterlingen, findet sich der Eintrag, dass sie „keine andere Beschäftigung [hat] wie ihre eigenen Kleider flicken und mit der Katze spielen“.²⁷ Und im letzten Eintrag in der Krankenakte von Bertha Gertrud Fleck aus der Anstalt Pirna-Sonnenstein findet sich der Hinweis, dass sie „ihren Kanarienvogel [versorgt]“.²⁸ Tiere treten hier als Spielgefährten und als „companion animals“ auf: Sie helfen nicht nur dabei, sich abzulenken und sich die Zeit zu vertreiben, sondern sie bilden auch ein soziales Gegenüber, einen Adressaten.

23 Eintrag vom Mai 1927, Krankenakte von Helen Prager, Landes Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein bei Pirna, Königreich Sachsen, Fotokopie in der Sammlung Prinzhorn, Original im Sächsischen Staatsarchiv Dresden, 10823 Landesanstalt Sonnenstein Nr. 10144 und 10156.

24 Vgl. Eintrag vom 17.09.1920, ebd.

25 Abschrift eines Briefes an „Herrn Professor W.“, undatiert, Krankenakte von Martha Kalchreuter, Universitätsklinik für Gemüts- und Nervenkrankheiten Tübingen, Königreich Württemberg, Fotokopie in der Sammlung Prinzhorn, Original im Universitätsarchiv Tübingen No. 669/1537. Vgl. hier und im Folgenden auch die Ausführungen in Monika ANKELE, *Alltag und Aneignung. Selbstzeugnisse von Frauen aus der Sammlung Prinzhorn* (Wien-Köln-Weimar 2009), 159.

26 Eintrag vom 27.09.1912, Krankenakte von Katharina Detzel, Krankenakte der Kreisirrenanstalt Klingenmünster, Königreich Bayern, Fotokopie in der Sammlung Prinzhorn, Original in der Pfalzlinik Landeck Nr. 2554.

27 Eintrag vom 3.09.1902, Krankenakte von Meta Anderes, Krankenakte der Thurgauischen Kantonal-Irrenanstalt Münsterlingen, Kanton Thurgau, Fotokopie in der Sammlung Prinzhorn, Original in der Kantonalen Psychiatrischen Klinik Münsterlingen Nr. 2417.

28 Eintrag von 1939, Krankenakte von Bertha Gertrud Fleck, Krankenakte der Landes Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein bei Pirna, Königreich Sachsen, Fotokopie in der Sammlung Prinzhorn, Original im Bundesarchiv Berlin, Sig. R179/12087.



Abb. 6: Hedwig Stein, zwischen 1908 und 1915 Patientin der Staatlichen Heilanstalt Weinsberg, mit Papagei im Käfig, Quelle: Staatsarchiv Ludwigsburg, Fotosammlung Kemmler, F 234 VI, Nr. 1020.

Eine Bindung oder ein Naheverhältnis einzelner Patient*innen zu einzelnen Tieren legt auch eine Aufnahme aus der Fotosammlung von Paul Kemmler, um 1900 ärztlicher Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Weinsberg, nahe, die zahlreiche Portraits von Patient*innen enthält. Nur äußerst selten sind die Patient*innen darauf mit einem Gegenstand, wie z. B. einer Nähmaschine oder einem Blumenstrauß, abgebildet, und nur eines dieser zahlreichen Portraits



Abb. 7: Wohnzimmer für Patientinnen mit Vogelkäfig und Papagei. Sanatorium Herzogshöhe, Hofrat Dr. Würzburgers Kuranstalten zu Bayreuth, Quelle: Johannes BRESLER, Hg., Deutsche Heil- und Pflegeanstalten in Wort und Bild (Halle an der Saale 1912), 323–339, hier 335.

zeigt eine Patientin mit einem Tier: Es ist die Patientin Hedwig Stein, die hier dicht neben einem kleinen Tisch mit einem Vogelkäfig Platz genommen hat (Abb. 6). Ihren Kopf neigt die Patientin dem Käfig entgegen, auf dessen oberster Sprosse (vermutlich) ein Graupapagei sitzt. Wie dieses in Afrika beheimatete Tier in die abgelegene Heil- und Pflegeanstalt nach Süddeutschland gekommen ist, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Ob er eigens zur Unterhaltung der Patient*innen angeschafft wurde, als „gefiederter Hausfreund“²⁹ Vor allem durch seine Fähigkeit, Worte nachzuahmen – also „zu sprechen“ – sorgte der Papagei für Unterhaltung und erlangte Ende des 19. Jahrhunderts in bürgerlichen Kreisen große Beliebtheit. Auch über die Verbindung zwischen der Patientin und dem Papagei können wir nur mutmaßen – wollte sich Hedwig Stein dezidiert mit dem Papagei ablichten lassen, erklärt der Papagei ihren offenen und freudigen Blick?

Selten finden sich Wellensittiche, Kakadus und Papageien auf Aufnahmen aus öffentlichen Anstalten, während man ihnen auf Aufnahmen aus privaten Sanatorien öfters begegnet. Dort komplementierten sie, ganz im Sinne eines Einrichtungsgegenstandes, das bürgerliche Interieur in den Krankenzimmern der wohlhabenderen Patient*innen, wie eine Aufnahme aus dem Sanatorium Herzogshöhe zeigt (Abb. 7). Nichts sollte in diesen privaten Einrichtungen an

29 Karl RUSS, Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler. I. Fremdländische Stubenvögel (Hannover 1878), 1.

Ein- oder Ausschluss erinnern, auch wenn die Patient*innen – wie der Vogel in der Abbildung, der außerhalb des Käfigs seinen Platz eingenommen hat – nur scheinbar frei waren. Der exotische Vogel markiert in den privaten Einrichtungen soziale Distinktion und bürgerliche Repräsentation. In diesem Sinne gehörte er für die Patientin Martha Kalchreuter zu jenen Elementen, aus denen sich das bürgerliche Zuhause, nach dem sie sich sehnte, zusammensetzt. In einem Brief an ihren Onkel schreibt sie 1912:

„Dazu habe ich eine Sehnsucht in mir, die mich immer wieder nach Hause zieht ins Heim zum behaglichen Familienleben. Was man zurzeit des Biedermaiers getan hat, da Mann und Weib abends zusammen Schach und Damenbrett spielten, morgens nach dem Kanarienvogel sahen, nach Kräuterrezepten für wärmende und heilende Teelein, in Räumen mit polierten Möbeln sich sicher bewegten, das erscheint mir jetzt wünschenswert und als möglich.“³⁰

Soziale Distinktion war auch eines der Motive für die Schaffung einer künstlichen Teichanlage und eines Hirschgeheges auf dem Gelände des Pensionats der Anstalt Friedrichsberg bei Hamburg.³¹ Auch hier sollte das für die wohlhabenderen Patient*innen geschaffene Gelände an bürgerliche Erholungsräume erinnern, die ein Wandern durch die kulturalisierte Natur und das damit verbundene Beobachten von (vormals wilden) Tieren zur seelischen Erbauung ermöglichen sollten.

Spratt's Hundefutter

Zum Abschluss bin ich noch eine Geschichte schuldig – nämlich, was es mit der Werbebroschüre für Spratt's Hundekuchen in den Verwaltungsakten der Anstalt Emmendingen auf sich hat. Tatsächlich führte mich diese Broschüre zu einer ganzen Generation von Anstaltshunden (einige von ihnen mit Namen „Peter“), die in der Anstalt sowohl als Wachhunde eingesetzt wurden, als auch zur Anstaltsfamilie zählten. Anstaltshunde gab es übrigens vielerorts, so auch in der Anstalt Weinsberg, wo der hier abgebildete Bernhardiner das leuchtende Zentrum des Bildes darstellt, das die Blicke auf sich zieht (Abb. 8). Ein langes und gesundes Leben dieser Hunde, das nicht nur aus ökonomischen, sondern auch aus emotionalen Gründen wünschenswert war, erforderte aber auch eine gute Pflege und Fütterung – möglicherweise mit dem noblen Hundefutter von Spratt's.

30 Undatierter Brief, Krankenakte von Martha Kalchreuter, Universitätsklinik für Gemüts- und Nervenkrankheiten Tübingen, Königreich Württemberg, Fotokopie in der Sammlung Prinzhorn, Original im Universitätsarchiv Tübingen No. 669/1537.

31 Vgl. Reinhard OTTO, 150 Jahre Friedrichsberg. Von der Irrenanstalt zur Klinik im Wohnpark (Hamburg 2015), 43 und 51.

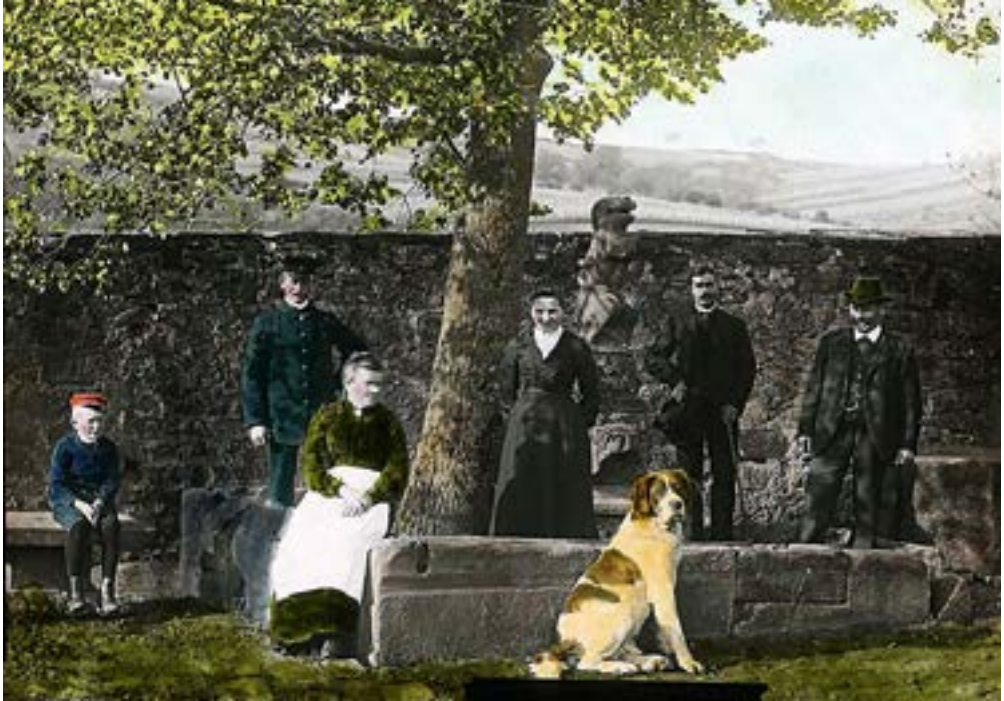


Abb. 8: „Personal mit Angehörigen und Bernhardiner an der Gutshofmauer“ der Staatlichen Heilanstalt Weinsberg, Quelle: Staatsarchiv Ludwigsburg, F 234 VI Nr. 705.

Resümee

Viele der Beispiele, die ich hier collagenartig zusammengeführt habe, mögen beiläufig, ja gar marginal und unbedeutend erscheinen, doch ich nehme die Bilder und Sätze als Hinweise, in denen sich erste Spuren einer Wahrnehmung abzeichnen, die sich zu dieser Zeit neu zu konfigurieren scheint – evoziert durch die gelebte Beziehung zwischen Mensch und Tier, die vom Arzt oder den Pfleger*innen beobachtet und in Bildern und Texten sowie auch in Zeichnungen von Patient*innen, auf die ich hier nicht näher eingegangen bin,³² festgehalten wurde.

Was kann der Perspektivenwechsel auf die Mensch-Tier-Beziehungen in der Psychiatrie nun bringen? Zum Ersten ist die Erforschung dieser Beziehung zentral, wenn man mehr über die historische Entwicklung der tiergestützten Therapie und ihrer noch nicht formalisierten Anfänge im 19. und frühen 20. Jahrhundert erfahren will. Zum Zweiten kann dieser Perspektivenwechsel dazu beitragen, zu zeigen, welchen Beitrag Patient*innen und Tiere bei der Entwicklung dieser Therapieform leisteten: Denn sie sind es, die auf bestimmte Bedürfnisse, die die Unterbringung in einer Anstalt provozierte, mit entsprechenden Handlungen reagierten,

32 Vgl. dazu Werner JUTZELER / Marie-Louise KÄSEMANN, Hg., Von Tieren umgeben sind Menschen. Bilder von Patientinnen und Patienten u. a. aus der Sammlung Walter Morgenthaler. Katalog zur Ausstellung in der Klinik für Psychiatrie Altenburg und im Psychiatrie-Museum Bern (Bern 2004).

die von Ärzten beobachtet und von ihnen in eine therapeutische Form übertragen wurden. Zum Dritten erweitert der Blick auf Mensch-Tier-Beziehungen unser Verständnis institutionalisierter, psychiatrischer Kulturen, er verdeutlicht die Vielschichtigkeit der dort gelebten Beziehungen und zeigt zudem die Verwobenheit der Psychiatrie mit der Kultur- und Sozialgeschichte ihrer Zeit und bietet darüber hinaus Anknüpfungen an die Emotionsgeschichte. Dass eine entsprechende Annäherung methodisch herausfordernd ist, da die Tiere selbst keine Zeugnisse hinterließen, müsste an anderer Stelle näher erörtert oder in weiterführenden Forschungen erprobt werden.

Informationen zur Autorin

Monika Ankele ist Professorin für Medizingeschichte und medizinische Museologie an der Charité Berlin und leitet das Berliner Medizinhistorische Museums der Charité, Charitéplatz 1, D 10117 Berlin.